

Endlich daheim

Kristina Roy

1. Auflage 2021

© Werner Mücher

wmuecher@pm.me

Ja, so sind sie, unsere slowakischen Berge, dass du, wenn du sie durchwandern willst, weder Anfang noch Ende findest. Du erklimmst eine Höhe und siehst dahinter ein tiefes Tal, und wieder einen Berg und auch dahinter ein tiefes Tal, und wieder einen Berg und wieder ein Tal, und so ist's zur Rechten wie zur Linken und Reihe um Reihe. Und wenn du Weg und Steg nicht kennst, dann wage dich lieber nicht zu weit hinein; denn die Leute sagen zwar – ob das wahr ist oder nicht, weiß ich nicht, doch ich hörte es von Kind auf –, dass alle Wege nach Rom führen; aber das kann ich dir sagen: So viele Wege es auch gibt in unseren Wäldern, jeder führt dich nur tiefer hinein und nicht wieder hinaus, es sei denn, du kehrst um.

Es ist so schön in unseren Wäldern, dass du dich nicht satt sehen kannst. Jeder Baum und jeder Strauch steht so an seinem Platz, dass du ihn dir gar nicht anderswo vorstellen kannst. Die großen, die sich der Sonne entgegenstrecken, breiten ihre dichten Kronen aus, als wollten sie die kleineren vor den Stürmen beschützen. Und gut ist es in unseren Bergen. Wenn du allein sein willst, kannst du stundenlang wandern und begegnest keinem Menschen, der dir ein böses Wort sagen oder einen unfreundlichen Blick zuwerfen könnte. Wenn der Wind durch die Äste und Kronen der Bäume fährt, rauscht es über dir, und zu seinen Füßen murmeln die Bächlein. In den Tälern hallt es wider vom Gesang der Vögel, vom Summen der Bienen, der Hummeln und anderer Insekten. Willst du dich ausruhen? Sieh, dort findest du ein Lager auf weichem Moos! So sind unsere Wälder, wo die Hand der Menschen sie noch nicht unbarmherzig ausgerodet hat, wie ein schönes, geheimnisvolles Märchen. Wenn die Leute wüssten, was sie ihnen zu erzählen hätten, würden sie ihre Arbeit beiseitelegen und ihren Geschichten lauschen. Nun,

so will ich euch heute etwas von dem mitteilen, was die Wälder mir erzählten, als ich sie noch durchwandern konnte.

Sie erzählten mir einmal von Großmutter Mikula und ihren Kindern.

Großmutter Mikula wohnte seit ihrem 18. Lebensjahr unter dem Berg Plesivec, nicht weit von einer Lichtung, im letzten Häuschen der Kopanitzen von L. Schon mehr als hundert Jahre stand die Hütte an diesem Ort, wo sie der alte Matthias Mikula für seinen Sohn gebaut hatte, damit dieser als Waldhüter keinen weiten Weg in den Wald hätte. Damals noch zogen sich von Osten bis Westen in unübersehbaren Reihen hohe, alte Stämme hin, gleich einem mächtigen Heer, die langsam hinsanken wie die Soldaten auf dem Schlachtfeld als Großmutter Mikula unter den Plesivec kam. An dieser Stelle entstand eine weite, sonnenbeschienene Lichtung. Heute, wo die Haare der Großmutter dem Schnee gleichen, der manchmal noch im August auf den Bergspitzen liegt, erhob sich auf der alten Lichtung ein junger, frischer Wald mit zahlreichen Himbeer- und Brombeersträuchern und Haselnussstauden. Im Sommer war er mit Erdbeeren und zahlreichen Blumen übersät, denen selbst Salomos Pracht nicht gleich war, wie der Sohn Gottes sagt.

So stand das Hüttchen der Mikulas in all diesen Jahren da, als sollte es in Ewigkeit so stehenbleiben, mit dem alten, krummen Birnbaum davor und dem windschiefen, dicht mit Moos bewachsenen Dach, das schon längst durch alte Pfosten oberhalb der Tür gestützt wurde. Aus der Hütte schauten zwei kleine Fenster in die Berge wie zwei alte Augen, die nicht mehr viel sahen.

Vor der Hütte stand eine farbige Bank. Sie musste aus gutem Holz sein, denn die Großmutter hatte schon als junge Frau darauf gesessen, und dann hatten ihre Kinder und später die Enkel auf ih-

rem Schoß gespielt. – Ach ja, zuzeiten war es in der Hütte und drum herum recht lebhaft gewesen. Oft sagten die Leute, die mit irgendeinem Anliegen zum Waldhüter kamen (denn dieses Amt vererbte sich in der Familie vom Vater auf den Sohn): „Leutchen, wo kriecht ihr nur alle unter? Ihr könnt euch ja drinnen kaum rühren!“

Aber sie kamen doch alle unter, wie die Küchlein, von denen selbst zwanzig unter den Flügeln der Glucke Platz finden. Und es wuchsen in der Hütte Burschen heran, so schmuck wie die Rosmarinzwige, und breit begehrt. Und ich weiß nicht, woran es lag, aber jeder Mikula bekam auch eine hübsche Frau. Auch die Großmutter war sehr hübsch gewesen. Außer ihrer Schönheit hatte sie Mikula zwar nichts in die Ehe gebracht; aber er bereute das bis zum Tod nicht. Er wusste, dass ihn gar mancher beneidete, denn es gab eben nur eine Betuschka (Betty) Mikula.

Ja, das waren damals fröhliche Tage gewesen, aber was ist auf der Erde nicht vergänglich? Erst zerstreuten sich die Kinder nach allen Seiten, die Töchter verheirateten sich, die Söhne lernten ein Handwerk, und keines kehrte mehr nach Hause zurück. Und dann trugen sie auch den alten Waldhüter Mikula ins Dorf hinab. Ein großer Zug gab ihm das Geleit; aber er kam nie wieder zur Großmutter heim. Sie blieb allein.

Dann kam ein Fieber über die Menschen, wie es hier noch nicht gewesen war. Es riss jeden von seinen Lieben fort, auch Mutter Mikulas jüngste Tochter Anna mit ihrem Mann. Da sie mehrere Kinder hatten, überließ man der Großmutter das kleinste und schwächste. Doch die Großmutter zog es auf, und heute war es ihr eine gute Stütze und ein rechter Trost.

Sie hätte es niemals vier Stunden weit zur Schule schicken können, darum lehrte sie es selbst Lesen und Schreiben. Großmutter

stammte aus einem großen Dorf und hatte einen klugen Vater gehabt. Der hatte sie im Lesen und Schreiben unterrichten lassen, und das war ihr bei ihren eigenen Kindern zugutegekommen, ganz besonders aber bei der kleinen Susanne. Das Kind war sehr schwach; es hatte erst spät laufen gelernt und wurde noch mit zehn Jahren leicht im Gehen müde. Es hätte unmöglich den weiten Weg gehen können. Und die Großmutter hätte es auch nicht mit Schuhen und Kleidern versehen können. Aber als Susannka zwölf Jahre alt war, schickte Großmutter sie für ein halbes Jahr zu einer Nichte ins Dorf. Dort ging sie während des Winters zur Schule und zum Konfirmandenunterricht. Nach der Konfirmation kehrte sie wieder zur Großmutter zurück, die sich schon sehr nach ihr gesehnt hatte.

In ihrer Jugend hatte die Großmutter schön sticken können. Von weit und breit hatten die Frauen ihre Ärmel zu ihr getragen. Nun lehrte sie die Enkelin ihre Kunst, und da geschah es, was ja öfter vorkommt, dass die Schülerin die Meisterin übertraf. Das Kind stickte ganz wunderbar, als ob es mit der Nadel malte. Auch spinnen konnte Susannka und spann einen sehr feinen Faden. Im Wald kannte sie jedes Kraut, sobald es ihr die Großmutter einmal mit Namen genannt hatte. So pflegten Großmutter und Enkelin einander gut. Susannka stickte, und die Großmutter hielt sich drei Schäfchen, eine Ziege und mehrere Hühner, ja auch Enten, weil ein Bächlein in die die Großmutter trocknete und bei anderen Frauen für Mehl und Getreide eintauschte, auch Erdbeeren, Himbeeren und Pilze. Der kleine Garten rings um die Hütte war vor Wind geschützt und trug so viel, dass sie den ganzen Winter frisches und getrocknetes Obst hatten.

In einem Jahr, als das Obst rar war, hatten sie sich für den Erlös der Birnen und Äpfel Kleider und Schuhwerk kaufen können.

Wenn die Großmutter Zeit hatte, spann sie langsam. Sie wollte für die Enkelin sorgen, dass diese nicht ohne Leintuch zurückbliebe, wenn sie einmal die Augen schlösse. Auch zwei hübsche Federbetten hatte sie ihr vorbereitet. Wenn sie im Winter oder auch im Sommer draußen beisammensaßen, erzählte die Großmutter der Enkelin gern von ihrer Jugend und wie sie hier mit dem Großvater in Liebe und Eintracht gelebt hatte. Gar oft, wenn sie die Enkelin loben wollte, sagte sie: „Mein Töchterchen, du kannst es nicht leugnen, dass du Mikulas Enkelin bist. Was du anfängst, das gelingt dir. So war er auch. Er brachte alles fertig. Er spann und konnte Wolle weben wie ein Weber, obwohl er dieses Handwerk niemals gelernt hatte. Alles Tuch für sich und die Knaben fertigte er selbst, und das hielt länger als das, was man heutzutage kauft. Kaum hat man's einige Male getragen, so sind schon die Ellenbogen und die Knie draußen. Ich habe noch ein Stück Tuch, das letzte, das er fertigte. Er brachte es gerade noch von der Mangel, bevor er krank wurde. Oft schon wollte ich es verkaufen, aber ich kann mich immer nicht dazu entschließen.

Der Arme hat es sich so sauer werden lassen, und nun sollen Fremde es halb umsonst bekommen? Eigentlich weiß ich nicht, für wen ich es noch aufhebe.“

„Großmutter, warum verkauft Ihr eigentlich die Sachen von meinem Vater nicht? Er wird ja doch nie mehr wiederkommen. Und für wen wollt Ihr sie sonst aufheben?“

„Ich kann mich nicht davon trennen. Sie sind noch wie neu, nur ein paarmal hat er sie für den Kirchgang angezogen, und sie waren ebenfalls aus Großvaters Tuch gemacht. Aber ich denke immer, ob nicht doch noch der eine oder andere zurückkommt. Freilich, ob sie dann noch jemand anziehen wird? Sie kleiden sich jetzt ja alle mit-

einander städtisch, deine Onkel und Vettern. Nun, wie es ihnen gefällt. Mir scheint es aber immer, als ob sie dem Bild Gottes in der Tracht der Väter ähnlicher gewesen wären als in den neumodischen Anzügen. Die Enkel, die darin aufgewachsen sind, werden es gewohnt sein, aber den Alten mag es wohl unbehaglich sein, wenn sie diese steif geplätteten Hemden anziehen.“

„Großmutter, wer ist denn zuerst nach Amerika gegangen?“

„Unser ältester Sohn Matthias; der hat dann die anderen nachgezogen. Freilich, überall ist Gottes Erde, aber ich denke oft: Gott lässt nur so viele Bäume in einem Wald wachsen, wie der Boden ernähren kann, und sicherlich auch nur so viele Menschen in einem Land, wie das Land ernähren kann. Warum begeben sich dann die Menschen von einem Ort zum anderen? Ob das Gottes Wille ist? Mir erscheint das so, wie wenn eine Mutter den Kindern Brot austeilt, und sie dann anfangen, die Schnitten zu messen und scheel zu sehen, welches größer ist, anstatt der Mutter zu glauben, dass diese besser weiß, wie viel jeder braucht. Wenn wir im Land unserer Väter leben konnten, warum sollen unsere Kinder nicht auch darin leben können? Dass die Zeiten schlimmer seien als einst, ist nicht wahr. Wenn ich heute Obst oder Pilze oder auch einen Korb mit Geflügel verkaufe, so bekomme ich auch dreimal so viel dafür wie damals. Wir haben sechs bis sieben Eier für einen Sechser verkauft, jetzt bekomme ich im Winter zwei Sechser für fünf Stück. Früher gab es für zwei große Hühnchen dreißig Kreuzer, heute bekommst du für ein kleines schon fünfzig Kreuzer. Damals verkaufte ich ein Töpfchen Erdbeeren für acht Kreuzer, und das reichte gerade für Salz, heute kann ich mindestens dreißig dafür verlangen. So ist es mit allem. Es hat niemals so viel Geld unter den Leuten gegeben wie heute, und doch schreit jeder, dass keines da sei. Wäre nur mehr Zufriedenheit

da, dann wäre alles andere genug. Die väterliche Erde würde ihre Kinder erziehen, wenn sie ihr nicht davonliefen. Und das ist das Traurigste dabei, dass der, der einmal fort ist, gar nicht mehr heimkehren will.“ So klagte die Großmutter der Enkelin von Zeit zu Zeit, und dann lebten sie wieder fröhlich und zufrieden weiter.

Eines Tages zu Beginn des Frühlings kam ein sehnlich erwarteter Brief von den Kindern aus Amerika. Er erhielt allerlei Nachrichten, gute und schlimme, wie das im Leben ist, und unter anderem schrieb ihr Sohn Matthias:

„Unseren Sohn Joseph hat die Sehnsucht befallen, seine Großmutter zu besuchen. Bevor Ihr Euch verseht, wird er bei Euch sein. Es ist uns ganz lieb. Wenigstens wird er sich ein wenig zerstreuen. Viel Freude werdet Ihr aber nicht an ihm haben, so wenig wie wir, und das ist schade. Seit einiger Zeit ist er wie verwandelt. Vielleicht wird er Euch, meine liebe Mutter, eher als uns sagen, was ihm fehlt. Hier ist es eben nicht so wie bei uns unter dem Plesivec. Wenn ich daran denke, wie wir uns um Euch scharten, und wie jedes Kind Euch sein Herz ausschüttete, wie Ihr uns getröstet habt und Vater strafte, je nachdem, was nötig war! Bald halfen wir Euch, bald arbeiteten wir mit dem Vater; aber immer hattet Ihr uns im Auge. Und diese Freiheit in unseren Bergen! Wenn ich daran denke – obwohl wir im freien Amerika sind –, kommen mir meine Kinder wie Sklaven vor. Es ist wahr, dass ein Mensch hier viel verdient, aber er verbraucht auch viel. Gar oft habe ich mir schon gedacht: Ach, wenn ich nur einmal noch aus unserem Brunnen Wasser trinken und nur einmal noch Euch, liebe Mutter, wiedersehen dürfte! Ich habe auch schon daran gedacht, Euch eine Schiffskarte zu schicken, damit Ihr zu uns kommt und wir Euch bis an Euer Ende pflegen; aber wenn ich

dann so um mich blicke, kann ich es nicht tun. Ihr würdet hier vor Heimweh nach unseren Bergen sterben.“

Die Großmutter weinte über diesem Brief. Viele Male musste ihn die Enkelin ihr vorlesen. Oft dachte sie auch an den Enkel, der zu ihr zu Besuch kommen wollte und den sie fragen sollte, was ihm fehle. Von jener Stunde an schloss die Großmutter den Enkel in ihr Herz, aber auch in ihre Gebete ein. Zwar stand ein solches Gebet nicht in ihrem Gebetsbuch, aber sie setzte es eben hinzu. Großmutter liebte Gott und sprach von ihm, dass er gut sei, sie glaubte ihm, dass er für sie sorgte und auch weiterhin sorgen wolle. Manchmal schien es ihr, als ob sie mehr von ihm wissen sollte. Doch sie war so alt geworden und hatte niemals einen Menschen getroffen, der mehr Gotteserkenntnis gehabt hätte, und darum hoffte sie, erst nach ihrem Tod die volle Wahrheit zu erfahren. Leute, die inmitten der herrlichen Natur leben, können nicht anders als den Schöpfer ehren, der sie ringsumher mit den Wunderwerken seiner Hände umgibt.



Leise brach ein wunderschöner Maiabend herein. Noch einmal küsste die Sonne mit ihren Strahlen den Berg mit der alten Hütte darunter. Neben der Hütte weideten friedlich die Schafe. Aber es war, als wollten die Sonnenstrahlen ganz besonders das gute, alte Gesicht der Großmutter beleuchten, die am Fußweg stand und in die schattigen Baumreihen blickte. Die Großmutter erwartete ihre Enkelin, die zur Kirche gegangen war und sich wohl bei der Heimkehr verspätet hatte. Sie merkte nicht, dass die Hühner aus dem Dickicht herbeiliefen und sich erwartungsvoll um sie scharten, ebenso wenig, dass die Ziege sich losgebunden hatte und nun dicht neben ihrer

Herrin stand. Auch die weißen, langohrigen Kaninchen hüpfen auf ihren Hinterbeinchen, von den weidenden Schafen erschreckt, auf den Stall zu. Alles duftete nach neuem Frühlingsleben: das Gras, die Blumen, die Bäume, die Erde, die Felsen – einfach alles.

Wie dieses Bild dem jungen Mann, der, an einen Baum gelehnt, dastand und die alte Frau beobachtete, wohl erscheinen mochte? Es war, als ob sich vor ihm der junge Wald der Lichtung neigte und als ob die alten Baumriesen ihm zuraunten: „Willkommen daheim, wir haben längst auf dich gewartet!“ Er fühlte sich plötzlich seltsam berührt. Sein Blick glitt über die alte Hütte. Er musterte, als wollte er fragen, ob man durch diese niedrige Tür ins Innere gelangen könne. Da blickte sich die Großmutter um, ihre Augen begegneten sich, und die der Großmutter waren trotz ihres Alters noch gut. Niemand musste ihr erklären, wer der hübsche Junge mit der schlanken Gestalt im städtischen Anzug war. „Jozenko, du bist schon da?“ Zwei alte Hände streckten sich ihm entgegen. Joseph Mikula, den jenseits des Meeres seit langem weder Vater noch Mutter umarmt hatten, weil nie Zeit dazu war, fühlte, wie wohl es tat, einem so freundlichen Menschen zu begegnen, in dessen Herzen ein Feuer warmer Liebe brannte.

„Also habe ich Euch doch gefunden, Großmutter! Aber wie habt Ihr mich dann bloß erkannt?“

„Wie ich dich erkannt habe? Aber, mein Junge, du ähnelst unserer Familie. Hättest du unsere Kleider an, dann würde kein Mensch merken, dass du nicht unter dem Plesivec aufgewachsen bist. Aber woher kommst du?“

„Ich komme direkt von der Stadt. Ich habe mir eine Karte von der Umgebung gekauft, und diese hat mich hierher geführt.“

„Du wirst hungrig sein, komm schnell ins Haus!“

Joseph war wirklich sehr hungrig. Als sie in die ärmliche, aber saubere Stube traten, setzte er sich an den alten Eichentisch, hinter dem schon sein Großvater und seine Urgroßmutter gesessen hatten. Die Großmutter lief flink wie ein junges Mädchen in Küche, Kammer und Stube umher und trug auf, was sie zur Hand hatte: Schwarzbrot, frische Ziegenmilch, ein rasch bereitetes Rührei und auch frisches Wasser, nach dem sich sein Vater in der Fremde so sehnte. Er stützte plötzlich den Kopf auf die Hand, und ihn überkam ein vorher gänzlich unbekanntes Gefühl. Von ganzem Herzen, von ganzer Seele fühlte er, dass er nach Hause gekommen war.

Die Leute wunderten sich sehr, dass die Großmutter Besuch von einem Enkel aus Amerika bekommen hatte. Sie hätten gern gewusst, warum er gekommen war und wie lange er bleiben würde. Aber obwohl er nicht stolz war und den Leuten freundlich all ihre Fragen über Amerika beantwortete, so sprach er doch nie ein Wort über sich selbst. Und da er so schweigsam und verschlossen war, wagte keiner, ihn zu fragen. Die Großmutter war ein wenig in Sorge, wie er sich in ihrer kleinen Hütte fühlen würde, die doch alle ihre Kinder verachtet hatten. Aber er war zufrieden und schlug sein Lager in der Bodenkammer auf.

„Ich will Euch nicht belästigen“, sagte er. „Lasst mich nur hier bei Euch und habt mich ein wenig lieb.“

Am Morgen öffnete er die Briefftasche, gab der Großmutter 100 Kronen und sagte: „Kauft, Großmutter, was Ihr für die Hütte braucht. Aber macht Euch meiner wegen keine Umstände, ich bin an allerlei gewöhnt. Auch möchte ich Euch fragen, ob Ihr nicht Kleider vom Großvater im Haus habt? Ich möchte hier so gehen, wie er gegangen ist.“

Ach, wie freute sich da die Großmutter! Also hatte sie die Sachen doch nicht umsonst aufgehoben, denn sie passten ihm wie angegossen.

„Lass dir auch noch einen Sonntagsanzug nähen, mein Sohn“, sprach sie und holte den Schatz ihres Mannes herbei, den sie über die Jahre aufgehoben hatte. Als er hörte, dass sein Großvater das Tuch selbst gefertigt hatte, strich er behutsam darüber, und zum ersten Mal umspielte ein Lächeln die ernsten Lippen. Er bekam auch die Hemden des Onkels, welche die Großmutter selbst gesponnen und genäht hatte, und alles, was zur Tracht gehörte. Und als er sich umgekleidet hatte, wäre die Großmutter beinahe vor ihm erschrocken, so sehr ähnelte er seinem Großvater, als dieser einst vor Jahren ins Haus ihrer Mutter auf Brautschau gekommen war.

In den ersten Tagen durchstreifte er die Wälder, bestieg den Gipfel des Plesivec und half den Fuhrleuten, die ins Tal hinab wollten, denn sie hatten einen recht schweren Weg. Aber nachdem er sich genügend von Gottes schöner Welt angesehen hatte, nahm er die Hütte in Augenschein.

„Sie ist schon so gebrechlich wie ich“, seufzte die Großmutter, „aber hoffentlich halten wir es noch zusammen aus.“

Ich muss sie reparieren, damit sie mit Euch standhält; Ihr seid noch rüstig, Großmutter.“

Sie erschrak, dass er neue Fenster einsetzen wollte, nachdem er sich die alten angesehen hatte. Sie sind klein“, sagte sie, „und du bist sie bloß nicht gewöhnt. Es ist nicht so wichtig, wie groß ein Fenster ist, sondern was man dadurch sieht und welche Luft hereinzieht ist wichtiger.

Er ließ die Fenster sein und befestigte sie nur durch neue Schrauben. Aber er entfernte den Sparherd aus der Stube und stell-

te ihn in der Küche auf. An dessen Stelle setzte er in die Stube einen neuen aber doch ein wenig altmodischen Kachelofen, der niedrig und ziemlich breit war. Das alles, sowie die Ofenbank fertigte er ganz allein an. Auch die Bank mit der Lehne bekam neue Füße. Dann machte er sich daran, das Dach auszubessern. Susannka half dem Vetter bei aller Arbeit. Sooft er einkaufen ging, brachte er ihr immer etwas mit. Einmal brachte er ihr vom Jahrmarkt zwei Bücher mit und sagte: „Lies sie, und erzähl uns dann, was darin steht.“ Aber es verging fast eine Woche, bevor Susannka dazu kam, das Buch in die Hand zu nehmen.

Es war Sonntag, die Großmutter war zur Kirche gegangen, der Enkel schrieb Briefe, und das Mädchen setzte sich auf die neue Bank unter den Apfelbaum und las. Aber je länger sie las, desto ernster wurde ihr Gesicht, und dann tropften Tränen aus den blauen Augen auf die Seiten des Buches.

„Warum weinst du, Susannka?“, fragte der Vetter sie erschrocken.

„Ach, weil das so traurig ist“, weinte das Mädchen noch mehr.

Er nahm das Buch. Auf der ersten Seite war ein Bild zu sehen: Ein Mann in zerrissenem Gewand, die Hände und Füße von Dornen verletzt, trug auf seinen Schultern ein kleines, verängstigtes Lamm.

„Seht Ihr, Onkel“, – so nannte sie ihn – „es steht dort geschrieben, wie er eine große Herde auf der Weide verließ, weil er ein kleines Schäflein verloren hatte. Er suchte es bei Tag und bei Nacht, aber er konnte es nicht finden, weil es immer vor ihm ausriss. Er weinte und rief: ‚Schäflein, mein Schäflein!‘ Er zerriss sich all seine Kleider und verletzte sich Hände und Füße. Ich weiß nicht, wie es dann weitergeht, ob er es doch endlich noch gefunden hat. Aber mir tat der Hirte so leid, aber auch das dumme Schaf, denn ich weiß,

wenn eines von den unseren sich verläuft, dann kommt es ganz gewiss auch nicht heim, wenn wir es nicht suchen gehen. Lest das, Onkel, ich bitte Euch, denn ich muss jetzt nach den Enten sehen, damit sie nicht zu weit fortschwimmen.“

Weil ihn das Mädchen so nett gebeten hatte, setzte sich der junge Mann unter den Apfelbaum. Ringsumher war es so still wie in einer Kirche. Er las die Geschichte vom guten Hirten. Er las sie vom Anfang bis zum Ende, stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. „Ich weiß“, sagte er plötzlich mit tiefer Traurigkeit, „dass hier von Christus die Rede ist. Du bist der gute Hirte, und das verlorene Schaf bin ich; aber was hilft das alles? Ich werde ja doch niemals zu dir gelangen, Heiland, denn du wirst mich nie mehr suchen.“ Er legte das Buch beiseite, nahm seinen Hut und ging der Großmutter entgegen.

Sie begegneten einander im Jungwald. Großmutter saß auf einem Baumstamm und ruhte sich aus. Er setzte sich zu ihren Füßen und sagte: „Großmutter, erzähl mir etwas aus Eurem Leben.“

Was soll ich dir denn erzählen, mein Sohn? Mein Leben ist gerade so wie jene Quelle dort. Von Gott ist es gekommen, und gar unterschiedlich ist es dahingeeilt, zwischen Rosen wie zwischen Dornen, über weiches, grünes Moos und über raue Felsen, aber immer war der Himmel über mir, egal ob die Freudensonne schien oder ein Tränenregen kam. Weißt du, Kind, wenn ein Mensch auf Gott vertraut und ihn nicht verlässt, dann verlässt auch Gott sein Geschöpf nicht. Das habe ich sehr oft hier in diesem Wald erlebt, wenn ich Pilze suchen ging. Manchmal lagen nach einem Gewitter die Blumen so geknickt und mit Erde bedeckt da, dass man dachte, es sei aus mit ihnen – und siehe da, einige Tage später lebten sie wieder auf, hoben ihre Köpfe und blühten wieder. Unser Gott lässt sein Geschöpf nicht umkommen. Wenn er ihm auch hier und da einen

Zweig oder ein Blatt abbricht, so ist das alles nur aus Liebe. Ich bin nur eine alte, einfältige Frau, aber das weiß ich und fühle ich in meinem Herzen, dass Gott alles aus Liebe geschaffen hat und erhält. Sehr oft habe ich seine Liebe und auch seinen Trost erfahren.“

„Großmutter, wie war es denn, als Euer Bächlein zwischen Rosen dahinfloss?“, fragte der junge Mann und blickte dabei auf die Quelle, die plätschernd dem nahen Felsen entsprang und zwischen Kränzen von himmelblauen Vergissmeinnicht und Goldregen dahinfloss. „War das damals, als Ihr noch als Kind bei Eurem Vater gelebt habt?“ Ein gütiges Lächeln spielte um das alte Gesicht der Großmutter. Sie streichelte das kastanienbraune Haar des Enkels. „So wie dort die Vergissmeinnichtblumen den Bach umgeben, so ist es mit unserer Kindheit, die wir bei den Eltern verlebten; ob sie gut war oder traurig, niemals kann ein Mensch sie vergessen. Doch in jener Zeit blühten noch keine Rosen. So begann auch mein Bächlein erst zwischen den Rosen zu fließen, als ich einmal zum Jahrmarkt ging und unsere Kuh über L. heimtrieb. Plötzlich begegnete ich dort deinem Großvater. So oft ich dich ansehe, mein Junge, fällt mir immer meine Jugend ein. Du siehst ihm ja so sehr ähnlich! Aber er war nicht so traurig. Er lachte so gern, denn damals, bevor er mich unter den Plesivec holte, floss ja auch sein Bächlein zwischen lauter Rosen dahin!“

„Und dann nicht mehr, Großmutter?“

O, noch lange genug, mein Sohn, aber hörst du, wie die Vöglein singen? Wie sollten sie auch nicht singen? Es ist Frühling, und sie haben sich lieb. Zur Erntezeit hörst du sie nicht mehr singen; aber sie haben sich vielleicht noch lieber, obwohl für sie die Sorgen kommen. So war es auch bei uns, aber es ist uns doch, Gott sei Dank, immer gut gegangen, wenn wir auch oft nur trockenes Brot

hatten. Wir gingen Tag für Tag unseren Weg zusammen, in bösen und guten Stunden. Was den einen erfreute, das erfreute beide, und niemals tat es einem weh. Aber so soll es auch sein, mein Sohn; darum hat Gott die Menschen füreinander geschaffen. Doch da erzähle und erzähle ich dir immerzu. Wann wirst du denn anfangen, mir etwas zu erzählen? Obwohl wir uns schon so aneinander gewöhnt haben, als wärest du bei uns aufgewachsen, hast du mir noch kein einziges Wort über dich selbst gesagt.

„Fragt mich nicht, Großmutter!“ Der Jüngling bedeckte sein Gesicht mit den Händen, damit die Großmutter es nicht sehen konnte. Aber sie sah dennoch, dass ihm das Herz wehtat, und sie dachte, dass es wohl gut sei, solch eine Wunde durch ein Wort zu öffnen. Sie blutet dann aus, und es wird besser. „Mein Kind, warum könntest du es mir alter Frau nicht sagen? Es ist allerdings wahr, was ein Lied sagt:

*Besser auf Bergeshöh'n,
Als unter Menschen geh'n.
Der Wald hört wohl mein Klagen –
Er wird's nicht weitersagen.*

Und der Tod wird den Mund deiner Großmutter heute oder morgen fest verschließen.“

„Ach nicht doch, Großmutter!“ Der junge Mann drückte die Hand der alten Frau. „Aber da Ihr es wollt, werde ich Euch sagen, was mir draußen in der Welt begegnet ist und was ich so gern in der Heimat begraben möchte.“ Er setzte sich zu ihren Füßen und seufzte tief.

„Ihr habt Recht“, begann er endlich, „der Mensch vergisst seine Kindheit nicht, ob sie nun gut oder böse war. Die meinige war nicht

gut. Vater hatte niemals Zeit für uns Kinder. Die ganze Woche sahen wir ihn nur bei den Mahlzeiten oder bei Nacht. Am Sonntag besuchten ihn seine Bekannten oder er ging mit ihnen weg. Unsere Mutter wusch und kochte den ganzen Tag sowohl für uns wie für unsere Untermieter. Und was sollten wir Kinder machen? Wir trieben uns auf der Straße herum und lernten viel Schlechtes. Dann gingen wir zur Schule, und ich sah die Eltern noch weniger. Gar oft, Großmutter, sehnte ich mich so sehr danach, dass meine Mutter mich streicheln und küssen würde oder dass mein Vater ein wenig mit mir plaudern mochte. Wenn die Eltern manchmal, was selten vorkam, vom Heimweh gepackt wurden und uns beschrieben, wie sie in den Bergen aufgewachsen waren, dann sog ich ihre Worte förmlich auf. Schon damals fasste ich den Vorsatz: Du musst diese Berge einmal sehen, du musst!

Bei uns gab es nie Zeit für Liebe, obwohl meine Eltern sehr ordentlich und sehr gut zu uns waren. Sie ließen es sich regelrecht sauer werden, uns zu erziehen. Meine älteren Geschwister haben Ihnen diese Auslagen teilweise schon zurückerstattet, nur ich noch nicht. Sie wollten, dass ich Medizin studiere und Arzt werde. Nun, da hatte ich viel zu tun, ihnen keine weiteren Kosten zu verursachen, besonders als ich auf die Hochschule kam. Das ist das Gute an Amerika, dass ein gesunder Mensch in kurzer Zeit viel Geld verdienen kann. So habe ich in den Ferien immer so viel verdient, wie ich brauchte. Als ich meine Prüfungen abgelegt und schon ein wenig in meinem Beruf gearbeitet hatte, wollte ich, bevor ich mich irgendwo niederlasse, die Sehnsucht meiner Kindertage erfüllen – und so seht Ihr mich jetzt hier zu Euren Füßen.“

„Was du nicht sagst Söhnchen!“ Die alte Frau klatschte in die Hände. „Du hast die ärztlichen Schulen besucht? Und du kannst Leu-

te heilen?“ Der Junge lächelte. „Das ist mir bereits in einigen Fällen gelungen, darum konnte ich mir auch etwas Geld für die Reise zurücklegen.“

„Ich habe mich also nicht getäuscht, dass du ein fleißiger Mann bist. Aber wie kannst du dich da an unsere Armut gewöhnen?“

„Glaubt mir, Großmutter, es ging mir noch niemals besser als hier bei Euch. Ihr habt das gesündeste Essen, gutes Wasser, königliche Luft, und Ihr habt mich lieb. Nicht wahr, Ihr habt mich doch lieb?“

„Wie kannst du das nur fragen, mein Sohn? Du siehst und fühlst doch, dass du mir lieb bist wie mein eigenes Kind!“

„Ich fühle es.“ Der Enkel legte den Kopf in den Schoß der Großmutter. Aber was ihn eigentlich so sehr quälte und was er hier begraben wollte, sagte er nicht, und sie hatte nicht den Mut, ihn daran zu erinnern. „Aber wenn du ein Doktor bist“, begann sie die Unterhaltung aufs Neue, „dann hast du sicherlich geschmunzelt, als die Frauen neulich bei mir waren, um sich Rat zu holen, und ich ihnen allerlei Kräuter gab?“

„Ich habe nicht geschmunzelt, sondern Euch bewundert, Großmutter, und ich wollte Euch bitten, mir alle Euch bekannten Kräuter zu zeigen, sowie mich deren Heilkraft zu lehren.“

„Gern, mein Sohn; denn der Mensch weiß nie, was er noch einmal brauchen kann. Was ich kenne, habe ich alles erprobt, und auch das ist eine Gabe Gottes.“

„Nehmt mich mit, wenn Ihr morgen Kräuter sammeln geht! Doch jetzt müssen wir wohl heimgehen, denn wir sind beide hungrig.“

„Richtig! Und Susannka soll unseretwegen nicht in Sorge sein.“

Von jenem Tag an ging die Großmutter nicht mehr allein Wurzeln und Kräuter sammeln; ihr Enkel ging mit ihr. „Der Mensch lernt bis

zum Tod nicht aus“, sagte die alte Frau erfreut, wenn der Enkel ihr Kräuter zeigte, die sie selbst noch nicht kannte, und er ihr deren gute und böse Wirkung erklärte. Alles, was sie ihm erzählte, schrieb sich der Enkel in einem Buch auf und zeichnete sich auch die Wurzeln und Pflanzen auf. Wenn sie heimkamen, bereitete er daraus allerlei Arzneien und lehrte Großmutter und Susannka, wofür diese gut waren. Er brachte größere und kleinere Fläschchen aus der Stadt heim und schrieb darauf, wie viele Tropfen man gegen verschiedene Krankheiten einnehmen müsse. Er erlaubte der Großmutter nicht, den Leuten zu sagen, dass er Arzt sei; nur so viel durfte sie verraten, dass auch er den Leuten helfen könne, die sie um Rat fragten. Aber sehr bald wusste es die ganze Umgebung. Die Leute erzählten es einander auf dem Jahrmarkt. Einer verriet dem anderen, wie seine Arznei bei ihm angeschlagen hätte, und sie kamen mit vielen Problemen zu ihm. „Ei, ei“, rühmten die Frauen, „Joseph Mikula weiß einfach alles. Er braucht einen Menschen nur anzusehen und weiß schon, was ihm fehlt. Und er fragt einen aus wie ein Doktor.“

Als die Erdbeerzeit anbrach, kamen die Leute schon in großen Scharen unter den Plesivec.

„Höre, mein Sohn, du tust nicht Recht“, sprach die Großmutter besorgt. „Die Ärzte werden von dir erfahren und dir Unannehmlichkeiten bereiten. Warum sagst du den Leuten nicht die Wahrheit?“

„Habt keine Angst, Großmutter, lasst mich gewähren! Ich behandle umsonst, und wenn mich jemand fragt, weise ich meine Papiere vor und sage, dass ich mich unter meinen Landsleuten während meiner Ferien nützlich machen möchte. Niemand wird mir oder Euch Unannehmlichkeiten bereiten. Aber, damit Ihr beruhigt seid, will ich mich, wenn ich wieder in die Stadt gehe, den Ärzten und Apothekern vorstellen und sie um Verständnis bitten.“

So gab die Großmutter ihre Sorgen auf. Sie sah, dass ihr Enkel auflebte und öfter lächelte. Den Leuten Gutes zu tun war Balsam für Herzenswunden. Susannka hatte ihm erzählt, dass sie gern mehr wissen wollte, als sie gelernt hätte. So nahm sich Joseph Susannkas an. Mit jedem Tag lernte das Mädchen mehr; obwohl sie nur zwei Stunden täglich mit Lernen verbrachte, konnte sie das Versäumte leicht einholen.

Eines Tages gingen Großmutter und Enkel durch den Wald. Der junge Mann hatte ein Bündel auf der Schulter und einen Spaten in der Hand, und Großmutter trug ein paar Pilze in einem kleinen Tuch. Plötzlich blickte sie ihrem Enkel in das hübsche, vom raschen Gehen gerötete Gesicht. „Joseph, was würden deine Mitschüler sagen, wenn sie dich so sehen würden?“

„Nichts, Großmutter. In Amerika schämt sich kein Mensch der Arbeit. Sie würden sich vielmehr wundern, wenn Ihr, Großmutter, die Last tragen würdet und ich leer neben Euch herginge. Jenseits des Meeres kennt man nur zwei Unterschiede: Starke und Schwache, Reiche und Arme. Amerika hat viele gute und berühmte Präsidenten gehabt – das ist dort so viel wie hier der König –, die sich aus Armut zu dieser Stellung hochgearbeitet haben. Noch ein Unterschied ist drüben sichtbar: Kluge und Dumme.“

„Das gilt auch hier, und ich bin eben nur eine alte, dumme Frau.“
Das ist nicht wahr, Großmutter!“

„Aber Joseph!“

Nein das ist nicht wahr. Ihr wart niemals dumm, nur ungebildet nach dem Urteil der Welt; und auch das ist falsch, denn Euch hat das Leben viel mehr gelehrt als manchen Menschen, der seine Bildung nur aus Büchern hat. Wer siebzig Jahre gelebt hat und immer fröhlich war in guten wie in bösen Stunden, und Ehemann, Kinder

und Enkel glücklich, gemacht hat – zu dem sollten alle klugen, aber unglücklichen Menschen in die Schule gehen.“

„Ei, ei mein Sohn, ich danke dir. So hat mich noch niemand gelobt, selbst mein Matthias nicht. Am Ende wirst du noch sagen, dass auch du zu mir in die Schule gehst?“

„Das kann ich mit gutem Gewissen behaupten.“

„Nun, mein Sohn, was kann ich dich lehren?“

„Mich selbst zu vergessen, für andere zu leben und mit allem zufrieden zu sein, wie es gerade kommt.“

„Das alles kann nur Gott lehren, Joseph. Aber warum musst du dich selbst vergessen? Möchtest du mir das nicht sagen? Damals im Wald hattest du schon angefangen, aber du hast mir nicht gesagt, wo der eigentliche Grund deines Unglücks liegt.“

„Wozu wollt Ihr es wissen, Großmutter? Es wird Euch nichts nützen, und mir wird es nicht helfen. Was einmal geschehen ist, kann man nicht mehr ungeschehen machen, und was für immer verloren ist, sollte man besser vergessen.“

„Aber du, mein Sohn, denkst doch Tag für Tag daran. Glaube mir, es wird dir leichter ums Herz werden, wenn du dich deiner alten Großmutter anvertraust. Manchmal tut es einem Menschen, der weinen muss, gut, wenn ein anderer mit ihm weint.“

„Nun, dann setzt Euch, Großmutter, und ruht ein wenig, während ich Euch von der Ursache meines Unglücks erzähle. – Wisst Ihr, Großmutter“, begann er nach einer Weile, „erst seitdem ich hier bei Euch bin und jeden Tag von Gott höre, der alles lenkt, gehen mir die Augen auf, und ich erkenne die wahre Ursache meines Unglücks.“

„Das ist gut, mein Sohn. Wenn der Mensch erst die Krankheit erkannt hat, ist es leicht, die Wunde zu heilen.“

„Meine Krankheit könnte nur einer heilen, und den habe ich erzürnt.“ Der Junge stützte den Kopf in die Hand, als ob ihm dieser zu schwer geworden wäre. Im Wald war es still. Nur auf einem nahen Baum klopfte ein Specht.

„Hört Ihr diesen Vogel, Großmutter? So klopfte einst Jesus Christus an mein Herz, aber ich wollte ihn nicht hereinlassen. Wisst Ihr, Großmutter, drüben in Amerika gibt es neben der Gottlosigkeit und manchen schlimmen Dingen, über die Ihr sicher weinen müsstet, auch viele Leute, die den Sohn Gottes noch ganz anders kennen als Ihr. Und diese Menschen behalten diese Erkenntnis nicht für sich, sondern rufen auch andere zu Jesus. Einmal war ich in solch einer großen Versammlung für Studenten. Es waren etwa zweitausend Menschen aus den verschiedensten Nationen beisammen. Der Mann, der zu uns redete, diente Jesus Christus und hatte sein ganzes Leben in dessen Dienst gestellt. Viele glaubten seiner Predigt und legten die Last ihrer Sünden am Kreuz von Golgatha nieder. Auch ich war darunter. Die Freude und den tiefe Frieden, die damals in meinem Herzen einzogen, kann ich Euch nicht beschreiben. Nichts trennte mich mehr von Gott.

Aber dann forderte uns der Prediger auf, uns ganz und gar Jesus Christus zu übergeben. Er bat alle, die dem Heiland ihr Leben lang dienen wollten, sich heute noch zu entscheiden. Rings um mich her, vor mir und hinter mir standen viele auf. Wie Donnerrollen tönte es um mich her: ‚Ich gelobe, dass ich bereit bin, in Christi Dienst zu treten, wann immer er mich ruft und wohin er mich auch sendet! Amen.‘ In mir erstarrte alles, denn ich konnte das nicht versprechen.“

Der junge Mann fuhr sich mit der Hand durch das dichte Haar.

„Ach, Großmutter, auch in meinem Herzen blühten damals die Rosen, so wie bei meinem Großvater, als er zu Euch kam. Ich wusste, dass das Mädchen, das ich über alles liebte, diesen Weg nicht mit mir gehen würde, und lieber wäre ich gestorben, als es zu verlieren. Und das, Großmutter, ist der tiefste Grund meines Unglücks und meiner Traurigkeit. Ich habe dem Heiligen Geist widerstrebt, ich bin dem Heiland nicht gefolgt, als er mich rief. Nun, und so ist er weitergegangen, aber mit ihm auch der Friede und die Freude. Um nicht gehorchen zu müssen, ging ich nicht mehr zu solchen Versammlungen. Ich nahm mir vor, mich tadellos zu verhalten und Gott an den Kranken zu dienen. Ich habe es auch getan, soweit es möglich war, aber Frieden hat es mir nicht gebracht.“

Der junge Mann schwieg: Im Wald war es still.

„Mein lieber Sohn, was ist mit deiner Liebsten?“, fragte die Großmutter traurig. Ein banger Druck lag auf ihrem Herzen.

„Ich habe keine, Großmutter.“

„Sage mir, mein Jozenko, wie es weitging!“

Das ist leicht gesagt: Sie liebte einen anderen. Zwei Männer besuchten sie regelmäßig, aber sie konnte nur einem gehören. Es ist wahr, dass sie anfänglich sich selbst und auch mich täuschte. Ach, ich war meiner Sache so gewiss! Als ich mein Studium beendet hatte, eilte ich sogleich zu ihr, um Sie zu fragen, ob Sie ihr Leben mit mir teilen wolle, doch da trug sie schon den Ring des anderen am Finger. Ich war nur froh, dass außer uns beiden niemand von der Sache wusste. Meine Eltern wunderten sich zwar über mein verändertes Wesen, aber ich konnte und wollte ihnen mein Unglück nicht anvertrauen. Ich sagte ihnen, dass mich die Sehnsucht zu Euch treibe. Nun, da habt Ihr mich Großmutter. Aber bitte, fragt mich nie

wieder nach dem Mädchen. Ich kann Sie nicht vergessen und darf sie nicht lieben, denn Sie ist schon die Frau eines anderen.“

„Fürchte dich nicht, mein Sohn, es war richtig, dass du fortgegangen bist. Hier unter uns wirst du sie leichter vergessen können. Obwohl dir das heute noch unmöglich scheint, wird es der liebe Gott dir in Gnaden schenken. Aber könntest du mir nicht noch etwas von diesem ‚Christus dienen‘ sagen? Du sagtest vorhin, dass sie dort den Sohn Gottes noch anders kennen als wir. Glaube mir, Joseph, von Jugend auf schien es mir, als ob auch ich ihn noch besser kennen sollte.“

„Wisst Ihr, Großmutter“, der Junge liebte die Hände der alten Frau. „Ihr sprecht, wie Ihr gelehrt worden seid, immer nur von Gott dem Vater. Ihr glaubt an ihn, Ihr habt ihn lieb und seid ihm gehorsam. Aber Ihr wisst doch auch, dass er seinen eingeborenen Sohn für Euch geopfert hat, nicht wahr?“

„Ja, mein Sohn, das glaube ich auch, dass der Herr Jesus Christus für mich gestorben ist und dass er mir deshalb nach dem Tod meine Sünden vergeben und meiner armen Seele gnädig sein wird.“

„Seht, Großmutter, so haben auch mich meine Eltern glauben gelehrt, aber das ist nicht genug. Wir sollen nicht nur an den gekreuzigten Jesus glauben, sondern auch an den, der auferstanden ist und Tag für Tag mit uns lebt.“

„Mein Sohn, das glaube ich doch auch, dass er am dritten Tag von den Toten auferstanden ist.“

„Nun, so glaubt auch, dass er dort in Eurer Hütte mit Euch lebt.“

Ich habe erst erkannt, dass er lebt, als ich zu ihm kam und ihm alle meine Sünden brachte, und er mir meine Schuld vergab.“

„Dass er dir sie vergab?“, fragte die Alte kopfschüttelnd. „Das verstehe ich nicht. Ich bin doch sehr oft bei der heiligen Beichte ge-

wesen und habe auch alles geglaubt, was mir da gesagt wurde. Aber ich hätte niemals mit Gewissheit sagen können, dass er mir alles vergeben hat.“

„Vergesst nicht, Großmutter, dass ich auch zu den Unglücklichen gehöre, von denen es in dem alten Kirchenlied heißt:

*Der Undank muss ja strafbar sein,
Der Gnade von sich stößt –
Es folgt mit Recht die Höllepein
Und Reue ohne Trost.*

Ich kann Euch das alles nicht gut erklären, aber Ihr habt doch eine Bibel daheim. Ich will Euch alle Tage etwas daraus vorlesen und Euch all die Stellen aufsuchen, die davon berichten. Vielleicht finde ich auch für mich selbst noch ein wenig Hoffnung. Doch nun müssen wir wohl heimgehen.“

„Du hast Recht, mein Kind; aber ich könnte dir bis in die Nacht hinein zuhören.“

Von jenem Tag an wurde bei den Mikulas jeder Tag mit der Heiligen Schrift begonnen und beendet. Die Großmutter wunderte sich sehr, wenn ihr Enkel ihr die heiligen Wahrheiten vorlas.

„Wie ist das nur möglich, dass wir dies heilige Buch, in dem so viele gute Sachen stehen, im Haus hatten, und wir gar nicht danach fragten?“, sprach sie oft zu ihrer Enkelin. Susannka saß mäuschenstill da und ließ kein Auge von dem Vetter, ob er nun vorlas oder die Fragen der Großmutter beantwortete.

An einem frühen Sonntagabend saßen sie vor ihrer Hütte. Die Sonne ging gerade unter, und um sie her war es so feierlich still wie in einer Kirche. Joseph hatte die geöffnete Bibel auf den Knien und

blickte auf die letzten Sonnenstrahlen, die Berg und Tal wie mit flüssigem Gold übergossen. Unten im Tal läuteten die Abendglocken, und hier im Wald rings um den murmelnden Bach sangen die Vögel ihr abendliches Loblied.

„Onkel“, sprach Susannka plötzlich. Sie konnte sich nicht daran gewöhnen, ihren Vetter anders zu nennen. „Onkel, das ist gerade so wie in meinem Buch. Auch dort haben sie im Himmel sicher geläutet und vor Freude gesungen, als der Hirte sein Schäflein gefunden hatte! Könntet Ihr uns das nicht aus der Bibel vorlesen?“

Joseph blätterte die Seiten um, bis er das 15. Kapitel des Lukas-Evangeliums gefunden hatte und las:

Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und wenn er eins von ihnen verliert, nicht die neunundneunzig in der Wüste lässt und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und wenn er's gefunden hat, so legt er sich's auf die Schultern voller Freude. Und wenn er heimkommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn und spricht zu ihnen: ‚Freut euch mit mir; denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war.‘ – Ich sage euch: So wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

„Mein Sohn, wie ist das zu verstehen?“, seufzte die Großmutter.

„Ihr habt es doch gehört, Großmutter!“ Der junge Mann strich sich das Haar aus der Stirn. „Jener Hirte hatte hundert Schafe, eins ging ihm verloren. Er ließ die neunundneunzig in guter Obhut und ging hin, das Verlorene zu suchen. Und als er es gefunden hatte, bestrafte er es nicht, sondern nahm es auf seine Arme, trug es heim

und freute sich sehr. Ja, er sagte es seinen Freunden und Nachbarn, dass er sein Schaf wiedergefunden hatte.“

„Das verstehe ich schon. Aber was bedeutet das Gleichnis? Was hat der Sohn Gottes damit gemeint?“

„Ach, Großmutter“, meldete sich die Enkelin zu Wort, „jener Hirte ist der Sohn Gottes, und die verlorenen Schäflein sind wir. Er ist gekommen, um zu suchen und erretten, was verloren ist.“

„Auch das verstehe ich, Kinder. Aber ich verstehe eben nicht, was es bedeutet, verloren zu sein, und wie der Sohn Gottes die Menschen sucht und findet.“

Vor der Hütte wurde es still; nur der Wald rauschte leise, und die ganze Natur sang dem ihre Loblieder entgegen, durch den, für den und zu dem alles geschaffen wurde.

„Als ich gestern Erdbeeren sammelte“, begann das Mädchen plötzlich zu erzählen, „musste ich daran denken, dass der Herr Jesus, der Sohn Gottes, überall ist, und es schien mir so, als ob er der gute Hirte sei und ich dort in dem hohen Gras das verlorene Schäflein. Ich hatte zuvor den Spruch gelernt, den Ihr mir aufgeschrieben hattet: ‚Denn ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Und wenn ich hingeh, euch eine Stätte bereite, so komme ich wieder und werde euch zu mir nehmen, damit, wo ich bin, auch ihr seiet.‘ Ich dachte, dass es da, wo er ist, sehr schön sein müsse, und es tat mir so leid, dass ich nicht dorthin passe. Wie oft bin ich böse gewesen, wie oft habe ich Euch, Großmutter, nicht gehorcht! Ach, Onkel, mir war so bange! Um mich zu trösten, zog ich Euer Buch hervor. Dieses Schaf war auch böse gewesen. Es hatte nicht gehorcht, es war fortgelaufen, und dennoch hatte der Hirte es gesucht. Ich kniete mich hin und bat ihn, er möge auch mich suchen und mir vergeben und ...“

Susannka hielt inne und blickte in den Wald hinein.

„Und weiter, Susannka! Er hat dich gehört und gefunden, er hat dich in seine Arme genommen, nicht wahr?“ Die Stimme des jungen Mannes bebte, als ob Freude und Leid zusammen sein Herz bewegten.

„Ja, Onkel, ich weiß, dass er mich gefunden hat.“ Das Mädchen erblickte eine Ziege, die sich in einem Strick verwickelt hatte, und sie lief zu ihr hin.

Die Großmutter, sonst so ängstlich besorgt um Ihre Tiere, achtete scheinbar gar nicht darauf. „Er hat mich gefunden!“, tönte es rings um sie her. Ihr Enkel störte sich nicht an ihrer Abwesenheit, denn er hatte über sich selbst nachzudenken. So war es auch ihm einst ergangen, so hatte auch ihn der gute Hirte heimgetragen. Auch er hatte gewusst, dass der Heiland ihn angenommen und ihm vergeben hatte und dass nichts Trennendes mehr zwischen ihm und dem heiligen Gott stand. Und heute – und jetzt?

Niemals zuvor hatte dieser große, ewige Verlust so furchtbar vor ihm gestanden wie in diesem Augenblick. „Es kommt die Stunde – wer weiß wie bald –, in der der gekreuzigte, von den Toten auferstandene, zum Himmel aufgefahrne Jesus wiederkommen wird, wie er es verheißen hat. Was wird dann aus meiner Seele werden?“

„Großmutter, soll ich noch Feuer anmachen? Ihr wolltet Suppe kochen“, rief Susannka plötzlich und riss damit die Großmutter und den Enkel aus ihren Gedanken.

„Ja, mein Kind, mache Feuer, ich komme gleich“, antwortete sie, und als das Mädchen in der Hütte verschwunden war, richteten sich die alten Augen mit ängstlichem Ausdruck auf den Jungen. „Joseph, denkst du, dass es wahr ist, dass Jesus sie gehört und angenommen hat?“

„Glaubt Ihr, Großmutter, dass Christus der Sohn Gottes ist und dass er überall gegenwärtig und allwissend ist?“

„Das glaube ich, Joseph.“

„Glaubt Ihr, dass er auch hier ist und uns hört?“

„Das habe ich bis heute nicht geglaubt, denn ich konnte es niemals so recht verstehen; und doch kann man die Erhabenheit Gottes in seiner ganzen Schöpfung sehen. Gar oft musste ich denken, wenn der Tau auf den Wiesen lag und die Sonne schien, dass sich in den Blumenkelchen da Auge Gottes spiegelte. Aber wo in der Heiligen Schrift gibt es eine sichere Grundlage dafür?“

„Aber, Großmutter, hat er denn nicht gesagt, bevor er in den Himmel ging: ‚Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende‘?“

„Ja, du hast Recht, das steht geschrieben, und ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.‘“ Die Großmutter stand auf und ging ins Haus. Und als sie nach etwa einer Stunde schon auf ihrem Lager ruhten, ließ sich die Großmutter noch einmal von der Enkelin beschreiben, wie es gewesen war, als der gute Hirte sein Schäflein fand.

„Aber nicht wahr, Großmutter, Euch hat er schon längst gefunden? Ihr wart immer gut; Ihr habt ihn nie erzürnt und wohl niemals gesündigt?“, fragte das Mädchen schon halb im Schlaf.

Die Großmutter gab keine Antwort. Sie konnte in dieser Nacht kein Auge schließen, und während sie dalag, sah sie mit einem Mal ihr ganzes Leben vor sich. Es waren keine schweren und sofort auffallenden Sünden darin. Doch als sie sich damit vor den heiligen Sohn Gottes stellte und darüber nachdachte, dass er stets alles gesehen hatte, wusste sie mit einem Mal, was es heißt, verloren zu

sein. Ihr wurde klar, dass der Heiland sie genauso wie ihr Enkelkind suchte, um ihr zu vergeben.

Plötzlich fielen ihr die Worte ein, die sie immer hörte, wenn sie zum Abendmahl ging: „Wenn wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Gott treu und gerecht, dass er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit.“ Jetzt verstand sie diese Worte, und da sie sie nun mit dem Herzen erfassen konnte, betete sie und nahm im Glauben an Jesus Christus Vergebung und Reinigung an. Mit einem Gefühl tiefen Friedens schloss die alte Frau beim Morgenrauen ihre Augen und fiel in einen kurzen Schlaf, nachdem sie mit Simeon ausgerufen hatte: „Meine Augen haben dein Heil gesehen!“



Wenn auch die Tage nur stundenweise vergehen, so eilen doch Frühling und Sommer in den Bergen rasch dahin. Aber unsere Wälder sind immer schön, auch wenn sie ihr gelbrotes, kaffeebraunes und silbergraues Herbstgewand anlegen. Alle Farben, die du dir nur denken kannst, findest du hier. Duftige Fäden, Altweibersommer genannt, hängen an Bäumen und Sträuchern. Alle Lebewesen des Waldes versuchen, so gut wie möglich für den rauen Winter vorzusorgen, wie die Menschen, die in Scheunen und Speichern all das sammeln, was ihnen unter Gottes Segen gewachsen ist.

Auch die Mikulas rüsteten sich für den Winter, und es ging ihnen dabei so gut wie noch nie. Joseph nahm das Obst ab. Susannka schälte und Großmutter dörnte es. Auch eine Menge Pilze hatten sie gesammelt. Der Enkel hatte es der Großmutter nicht erlaubt, sie ins Tal zu bringen.

„Ihr sollt sehen, wie viel Ihr für die getrockneten Pilze einnehmen werdet.“

Seit dem Tod des alten Mikula hatte die Großmutter noch nie so viel Holz gehabt wie jetzt, da ihre beiden Enkelkinder sie damit versorgten. Auch für die Schafe, Ziegen und Kaninchen war genügend Vorrat da. Außerdem hatte Joseph der Großmutter warme Filzschuhe, der Kusine hohe Lederstiefel und ihnen beiden Stoff für ein Kleid gekauft.

Er konnte ihnen das leicht beschaffen, da er nun etwas Geld verdiente. In der Stadt war der alte Doktor erkrankt und musste einige Wochen das Bett hüten. Somit überließ er dem jungen Arzt seine Kranken. Es waren nicht nur Arme darunter, die er umsonst behandelte, obwohl auch diese der Großmutter allerlei brachten, was sie nur entbehren konnten. Einige Male war sogar eine ganze Woche vergangen, ehe der junge Mikula wieder heimkehren konnte. Zweimal hatten ihn die Herren, die er kennengelernt hatte, auch im Wald besucht.

Wenn er in die Stadt ging, zog er seinen amerikanischen Anzug an, aber es machte ihm nichts aus, dass sie ihn bei ihrem Besuch in der Volkstracht antrafen, während er gerade mit dem Aufschichten des gesägten Holzes beschäftigt war.

Als die Großmutter sah, wie er sie mit allem Möglichen versorgte, fühlte sie, obwohl sie niemals davon sprachen, dass er es deshalb so gründlich tat, weil er bald wieder fortgehen wollte.

„Ach mein Sohn, wie werden wir dich nur vermissen“, dachte die alte Frau, „wie werden wir ohne dich leben? Wenn du doch wenigstens glücklich fortgingest! Uns hast du das Licht gebracht, aber du selbst irrst noch in der Finsternis umher!“

Hatte die Großmutter schon für ihren Enkel gebetet, noch ehe sie ihn kannte, wie viel mehr tat sie es heute! Niemals hatte eines ihrer Kinder ihr so viel Liebe erwiesen wie er. Seitdem sie glaubte, dass der Heiland alle Tage bei ihr war und sie in Gnaden angenommen hatte, so dass sie jeder Schritt Gott und dem Himmel näher brachte, war sie der glücklichste Mensch auf der Welt. Vorher war sie immer zufrieden gewesen, denn sie war Gott für alles dankbar; jetzt aber war sie glücklich. Die Freude an dem Herrn, von dem sie nichts trennte, war ihre Stärke. Sie lebte mit Susannka inmitten dieser schönen Natur wie im Paradies. Sie würden nicht allein bleiben, wenn der Enkel wegging, und doch tat ihr der Gedanke weh, dass er bald nicht mehr mit ihnen unter dem Plesivec leben würde. Er selbst sprach zwar niemals vom Weggehen, doch er bekam öfters Briefe und wurde dann immer sehr nachdenklich.

Wieder einmal war es ein schöner Sonntagmorgen, an dem die ganze Welt in der bunten Pracht des Herbstes vor ihnen lag. Großmutter und Susannka waren miteinander zur Kirche gegangen; und Joseph hatte sie ein Stück des Weges begleitet. Nun lief er einsam und allein durch die Wälder.

Plötzlich blieb er stehen und blickte auf die sonnenbeschienene Waldwiese, die bläulich schimmernden Höhen, auf die grünen Wiesen, durch die sich das silberne Bächlein schlängelte. Sein Herz krampfte sich zusammen. Er wusste, dass er das alles verlassen musste und solch ein Leben in Frieden und Freiheit, wie er hier in den heimatlichen Bergen führte, niemals wieder finden würde. Überall würde er sich fremd fühlen. Hier lebte er wie Christus unter den Menschen. Er tat ihnen Gutes, ohne nach Belohnung zu fragen; er liebte sie als seine Brüder und Schwestern. Er fühlte etwas von dem, was Jesus von Nazareth empfunden haben mochte, als er un-

ter seinem Volke umhergegangen war und wohl getan hatte. Christus hatte alle Tränen getrocknet.

„Ich durfte doch wenigstens manche Schmerzen stillen. Am liebsten würde ich für immer hier unter ihnen bleiben und sie während des Winters lehren, wie sie gesünder leben sollten, um nicht aus Unachtsamkeit zu sterben. Wenn ich diese einfache Lebensweise weiterführte, brauchte ich nicht viel. Könnte ich doch wenigstens für ein Jahr solch ein reines Leben führen, frei von Selbstsucht! Bin ich, der ich mehr gelernt habe, nicht verpflichtet, denen zu dienen, die in Unwissenheit leben? Ja, ich würde bleiben, wenn dieses Leben in der Abgeschlossenheit nicht voller trügerischer Hoffnungen wäre. Mitunter scheint es mir, wie auch jetzt, als sei ich aufs Neue mit Christus vereinigt, als sei meine Sünde nicht mehr da. Ich kann wieder beten, der Himmel ist mir nicht mehr verschlossen. Das Wort Gottes ist nicht mehr voller Drohungen für mich. Es sind auch so viele schöne Verheißungen darin. Wenn ich doch nur die Gewissheit hätte, dass sie auch für mich gelten! O Herr Jesus, du Sohn Gottes, sprich nur ein einziges Wort zu mir, damit ich Gewissheit bekomme! Wenn du mich für immer verworfen hast, dann will ich von hier fortgehen, um diese schönen, hoffnungsvollen Seelen nicht zu verdunkeln. Aber wenn es für mich noch Hoffnung gibt, dass ich trotz allem heimkommen darf, Sohn Gottes, dann gib mir nur ein einziges Wort!“

Über dem Jüngling, der mit gefalteten Händen dastand, rauschten die Kiefern, und zu seinen Füßen murmelte das Wasser des Bächleins. Sonnenstrahlen vergoldeten das Tal und schienen Joseph ins Gesicht, und in jener uneinnehmbaren Festung der Gedanken war es, als öffnete jemand eine Tür. Wohlbekannte Worte durchzuckten wie Pfeile die Gedanken des jungen Mannes und drangen

tief in sein Herz hinein. Das war es, was Christus forderte: siebzigmal siebenmal dem vergeben, der da bittet! – Dem Jungen fiel es wie Schuppen von den Augen. Jesus hatte niemals etwas befohlen, was er nicht selbst getan hatte. „Nun, und ich habe ihn in den letzten Wochen stets aufs Neue gebeten, und wenn er uns befiehlt zu vergeben, wird er selbst dann nicht auch mir vergeben? – Ja, er hat mir vergeben, er hat mich wieder angenommen, ich darf mich wieder zu ihm bekennen. Er ist mein, und ich bin aufs Neue und ewig sein!“

Die schlanke, junge Gestalt des Mannes sank in das weiche Moos und verbarg sein von Tränen des Dankes und des Glückes überströmtes Gesicht darin. – Heilige Sonntagsstille lag über dem Wald. Auf der Erde weinte ein Mensch, aber im Himmel mischte sich der Lobgesang der Engel mit der Freude des guten Hirten, der sein verlorenes Schäflein wiedergefunden hatte. Ja, dort war größere Freude als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.



Als die Großmutter mit der Enkelin aus der Kirche kam – sie waren auf dem Begräbnis einer Bekannten gewesen und hatten bis zum späten Nachmittag an der Trauerfeier teilgenommen –, begrüßte sie schon ein Feuer im Herd, und ein vorbereitetes Essen. Der Enkel bediente seine Großmutter sehr zuvorkommend, während sie ihm allerlei erzählten, aber dabei entging es ihren alten Augen nicht, dass ein ungewohnter Freudenglanz aus seinen bisher so ernsten Blicken strahlte und seine Lippen wieder lächeln konnten. Und als sie dann wie gewöhnlich beim Sonnenuntergang vor ihrer Hütte saßen, nahm der junge Mann die Hand der alten Frau und sprach:

„Liebe Großmutter, nun sind alle Wunden geheilt. Jesus hat mich nicht auf ewig verworfen. Ich habe wieder Frieden in meiner Seele, denn es trennt mich nichts mehr von ihm. Unsere heimatlichen Berge sind schön. Sie haben es mir mit ihrer Stille zwar ermöglicht, wieder zu mir selbst zu finden, aber Heilung für meine Seele konnten sie mir nicht bringen, denn diese ist nirgendwo anders zu finden als bei Jesus Christus. Jetzt, Großmutter, wo der Heiland wieder in mein Herz eingezogen ist, fühle ich mich nicht mehr fremd hier auf der Erde, und ich danke meinem himmlischen Vater für diese schöne, irdische Heimat, für Euch, liebe Großmutter, für Eure und Susannkas Liebe, für alles. Ja, erst jetzt bin ich heimgekommen.“

„Nun, schade, mein Sohn“, seufzte die Großmutter nach der freudigen Überraschung auf. „Da der liebe Gott dich so gnädig getröstet hat, so dass du wirklich alles begraben kannst, was dich bedrückt, wirst du uns wohl bald verlassen. Wie wird es uns nur ohne dich ergehen?“

„Ihr irrt Euch, Großmutter. Ich gehe nicht, bevor mich der Herr Jesus nicht an einen anderen Ort beruft. Ich werde bis zu Eurem Tod bei Euch bleiben. Ihm habe ich mich ganz, im Leben und im Tod übergeben. Wohin er mich sendet, wozu er mich gebrauchen will, dazu bin ich bereit; aber ich glaube und fühle, dass ich das Licht des Glaubens vor allem den Leuten in unseren Bergen bringen soll, wo es mir selbst aufgegangen ist.“

Uns hast du es schon gebracht, mein Sohn; Gott segne dich tausendmal! Susannka und ich werden Gott niemals genug für dich danken können.“

„Onkel werdet Ihr den Leuten verkündigen, dass der Herr Jesus der gute Hirte ist, der gekommen ist, um die verlorenen Schäflein zu suchen, so wie er uns und Euch gesucht hat?“

„Ja, Susannka, aber auch, dass er nicht nur befiehlt, einem Schuldigen siebzigmals siebenmal zu vergeben, sondern dass er vor allem uns vergibt. Den, der sich verirrt hat und wieder zu ihm kommt, stößt er nicht hinaus, und darum muss auf der Erde keine einzige verirrte Seele verlorengehen, sondern jede kann, so wie ich, aus der Fremde heimkommen.“